

Bericht aus dem Sprengel Hamburg und Lübeck

Nordkirchensynode 21.-23.11.2013

Von Bischöfin Kirsten Fehrs

Sehr geehrtes Präsidium,

hohe Synode!

Wir befinden uns in einer kirchlich besonders geprägten Woche. Vergangenen Sonntag haben wir den Volkstrauertag begangen. Am Mittwoch Buß- und Bettag. Es folgt der Ewigkeitssonntag. Für viele von uns sind es persönliche Tage der Trauer. Und es sind ernste Themen, die Raum brauchen in unserer Gesellschaft. So das Gedenken an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft. Aber auch der Ruf zur persönlichen Umkehr verknüpft mit dem Gebet um Frieden in der Nähe und in der Ferne mit der Friedensdekade. Und natürlich das Gedenken an die jüngst Verstorbenen, oft verbunden mit dem Gang zu den Gräbern derer, die schon lange tot und doch unvergessen sind.

Mitten in diese Tage hinein legt eine ARD Themenwoche uns das *Glück* ans Herz. Aus kirchlicher Sicht vielleicht im ersten Moment nicht recht passend. Doch bei näherem Zusehen zeigt sich, dass das Thema die leidvollen und erschütternden Erfahrungen gerade nicht ausschließt oder bagatellisiert. Und so nehme ich es gern als Vorgriff auf die Jahreslosung 2014: Gott nahe zu sein ist mein Glück (Ps. 73, 28, nach der Einheitsübersetzung). Denn etliche der medialen Impressionen erzählen auf ganz unterschiedliche, auch tiefsinnige Weise, wie das Glück uns finden will. In der Begegnung mit besonderen Menschen, in sinnvoll empfundener Arbeit und erfüllenden Aufgaben, in der Gastfreundschaft, die man sich gewährt in Kirchen, Häusern und Gedanken. Vor diesem Hintergrund nun mein Bericht aus dem Sprengel Hamburg und Lübeck. In einem Gebiet wohlgemerkt, in dem nach einer jüngsten bundesweiten Umfrage die zufriedensten und – nach eigenem Empfinden - glücklichsten Menschen wohnen.

So darf ich mich glücklich schätzen, als Bischöfin in diesem so besonderen Sprengel unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland Dienst tun zu dürfen. Und dies seit ziemlich genau zwei Jahren.

Der Rückblick auf diese zwei Jahre ist geprägt von einer immensen Fülle – eben an Begegnungen, Ereignissen, Jubiläen, Gottesdiensten, Seelsorgegesprächen, Krisen sicher auch, und Höhepunkten. Diese in einem Sprengelbericht zu bändigen, verlangt Mut zur Lücke bzw. verlangt in einem Fall, das möchte ich gleich zu Beginn betonen, Sortierung: Vom ersten Tag meines Dienstes an gehörte die Aufarbeitung des Missbrauchsskandals in Ahrensburg und die Anerkennung der vom Leid Betroffenen zu meinen vordringlichsten Aufgaben. Wir haben, ich habe in den letzten Jahren viel gelernt. Uns ist schmerzhaft bewusst geworden, wie in unserer Kirche Menschen zutiefst unglücklich wurden. Dies nun zu berichten, braucht einen eigenen Ort, liebe Synodale. Es ist kein Tagesordnungspunkt, den man „erledigt“. Deshalb würde ich um des Respektes gegenüber den Opfern und um der Sorgfalt willen, die das Thema „Missbrauch in der Institution“ benötigt, darauf gern ausführlicher auf der nächsten Synode eingehen – zumal dann auch die Berichte der so genannten Unabhängigen Kommission vorliegen dürften, die sich aus nichtkirchlicher Perspektive seit Monaten mit der Aufarbeitung der Missbrauchsfälle befasst. Ich bin sicher, Sie haben dafür Verständnis.

Der Sprengelbericht umfasst nach einer etwas allgemeineren Einleitung, die die Besonderheiten der Metropole in Hamburg und, wenn auch anders, in Lübeck in den Blick nehmen, vor allem drei Themen – sie sind seit gestern, seit dem Bericht über den Kirchentag schon quasi als Bälle in der Luft und prägen die aktuelle Situation der evangelischen Kirche in diesem Sprengel in besonderem Maße:

- Religionsunterricht für alle – kurz RUfA genannt
- Interreligiöses Forum
- Aktuelles zu den Lampedusa-Flüchtlingen

Außerdem liegt mir daran, diesen Sprengelbericht auch als kritische Selbstreflektion zu begreifen und mein Verständnis davon, wie das bischöfliche geistliche Leitungsamt im Sprengel ausgefüllt werden könnte, aus meiner Sicht zu beschreiben.

1. Kirche in der Stadt – eine Unbekannte in der Nordkirche?

Im Herzen des Sprengels Hamburg und Lübeck liegt das Herzogtum Lauenburg. Eine ländlich strukturierte Propstei, wie übrigens auch Teile der Kirchenkreise Hamburg-West/Südholstein und Hamburg Ost. Meine Wahrnehmung – zugegeben sehr holzschnittartig: Die Kirche im Dorf, die dort zu bleiben hat, weil sie für die wichtigen Werte in der Gemeinschaft steht (auch wenn man nicht hinget) – die Kirche im Dorf lebt die Überschaubarkeit. Die klare Küstenkante des Nordens. Man weiß (trotz sanfter Landschaftswellen) heute

schon, wer morgen zu Besuch kommt. Überhaupt weiß man voneinander. Die Kirche im Dorf nun steht für Verlässlichkeit. Tradition. Gemeinschaft. Soziale Wärme. Kirchenchor. In all dem steckt eine enorme Kraft, wenn es funktioniert. Das alles gibt es natürlich in der Stadt auch. Doch das mentale Modell dahinter ist ein anderes: Während Kirche im Dorf vom Kirchturm her eher die Überschaubarkeit lebt, lebt Kirche in der Stadt den Raum. Und zwar meist den engen Raum. Mit vielen Divergenzen, die man zusammen halten muss. Nicht linear, sondern vielfach über Kreuz, im Sozialraum mit regionaler Zusammenarbeit, in Teampfarrämtern, im Nebeneinander vieler Menschen sehr unterschiedlicher Prägung und Herkunft. Aber auch: Kirchenchor! Die Gemeinden arbeiten stadtteilnah und sind unterwegs mit Armenküchen, AIDS-Seelsorge, dem afrikanischen Zentrum, Generationenhäusern und vor allem: gelebter Interreligiösität. Sie ist in beachtlich vielen Stadtgemeinden in den Alltag eingegangen. Wie auch sonst soll man überleben in einer Kindertagesstätte in Barmbek, in Wilhelmsburg, in Harburg und in Lübeck...wo in einer Gruppe mit 20 Kindern 11 Sprachen – auch religiöse Sprachen – gesprochen werden? Und, im Sprengel ein Thema, wie können Stadt und Land aufeinander bezogen bleiben und voneinander lernen?

2. Interreligiösität - Die Herausforderung der Zukunft am Beispiel des RUfA

„Weil es die Muslime gibt“...sagte Professor Wilhelm Gräß einmal so eindrücklich. Weil es die Muslime gibt, wird die evangelische Kirche als Moderatorin und Mitgestalterin multikulturellen Lebens in Städten wie Berlin wieder interessant. In Hamburg gilt dies allemal, vom Senat wird dies sehr wertgeschätzt. Kein Zufall: Hamburg hat jüngst einen Staatsvertrag (genauer: vier Staatsverträge) mit den muslimischen und alevitischen Gemeinschaften abgeschlossen. Der stellt, finde ich, einen wichtigen Fortschritt dar, ist Anerkennung einer Situation, die wir längst haben. Zugleich fordert diese Veränderung uns alle miteinander heraus. Es braucht alltagstaugliche Interkulturalität. Und Interreligiösität. Dazu, sagt nun nicht allein der Senat, ist evangelische Kirche als Partnerin unverzichtbar. Dies gilt insbesondere in puncto Religionsunterricht. Denn in Hamburg hat sich schon seit vielen Jahren ein besonderes Modell bewährt, der so genannte „Religionsunterricht für alle in evangelischer Verantwortung“ (RUfA) Das dabei Entscheidende ist, dass in einer Stadt wie Hamburg, in deren Schulen es mancherorts mehr muslimische Kinder gibt als christliche, *überhaupt* Religionsunterricht erteilt wird. Denn nur mit dem Modell des gemeinsamen und dialogischen Unterrichts können die Klassenverbände bestehen bleiben. D. h. in Hamburg geht es gerade nicht in Richtung eines Islamunterrichts, wie er jetzt in Nordrhein-Westfalen Einzug hält, und bei dem zu befürchten steht, dass er eher isolierende als integrierende Wirkung haben könnte. Sondern im Gegenteil: Wir befürworten deshalb den gemeinsamen Unterricht, weil er dazu herausfordert,

dass man gerade im Dialog, gerade im Unterschied zu den anderen Religionen seinen eigenen Glauben präziser kennen lernt. Macht doch der Unterschied erst klar, wie die eigene Identität zu beschreiben ist. Vor diesem Hintergrund gilt es, gemeinsam nach Gott zu fragen, nach Glaube und Sinn, nach Anfang und Ende des Lebens.

Durch den „Gesprächskreis Interreligiöser Religionsunterricht in Hamburg (GIR)“ wurde und wird derzeit noch dieser Religionsunterricht zugleich auch mitgestaltet durch Buddhisten, Juden, Muslime und Aleviten. Und so ist dieses spezielle Hamburger Modell in seiner interreligiösen Offenheit nicht Verlust, sondern Ausdruck des evangelischen Profils – und entspricht evangelischem Bekenntnis. Denn es geht darum, dass Menschen aller Couleur eine Lerngemeinschaft bilden, die fähig ist zum Dialog. Dazu, Freundschaft zu schließen. Mit anderen Ideen. Mit dem Fremden. Auch wenn dies oftmals anstrengend ist.

Dieser „Religionsunterricht für Alle“, der wie gesagt unter der Verantwortung der evangelischen Kirche steht, genießt eine große Akzeptanz bei allen Beteiligten: Fast alle Schülerinnen und Schüler nehmen in der Grundschule und in der Sekundarstufe I an diesem Unterricht teil. Damit hat Hamburg die – nach den bisher vorliegenden Zahlen – niedrigste Abmeldequote bundesweit. Wichtig ist an dieser Stelle zu betonen, dass dieses Modell – „der Hamburger Weg“ - unter den Bedingungen einer Metropole sinnvoll ist und nicht beliebig übertragbar. Hier sollten in der Nordkirche unterschiedliche Wege möglich bleiben.

Für die Zukunft des RUfA nun gibt es neue Herausforderungen: Die muslimischen Gemeinschaften und die Aleviten haben durch den Staatsvertrag den festen Anspruch erworben, künftig muslimischen bzw. alevitischen Religionsunterricht abhalten zu können. Die guten Erfahrungen mit dem bisherigen Modell haben dazu geführt, dass die Überlegungen aller Beteiligten in folgende Richtung gehen: Ist es möglich, den bisherigen „Religionsunterricht für Alle“ so fortzuentwickeln, dass er einerseits weiterhin im Klassenverband gegeben werden kann (und es damit zu einem wirklichen Austausch über religiöse Fragen kommt) und dass er andererseits so konzipiert ist, dass die jeweiligen Religionsgemeinschaften bzw. die evangelische Kirche diesen auch in Zukunft als „ihren“ Unterricht anerkennen?

Die Kirchenleitung hat im Sommer 2012 den Weg für eine konzeptionelle Arbeit an diesem Modell unter der Bedingung geöffnet, dass Art. 7 (3) GG beachtet wird.

Mittlerweile hat ein Arbeitsprozess begonnen, der durch eine Lenkungsgruppe aus den Religionsgemeinschaften und der Schulbehörde (= Kultusministerium) gesteuert wird. Auf der Fachebene gibt es Arbeitsgruppen, die sich mit Inhalten und Didaktik eines solchen Modells beschäftigen.

Inzwischen (Herbst 2013) gibt es auch einen Beschluss der jüdischen Gemeinde Hamburg, sich mit allen Rechten und Pflichten an der Weiterentwicklung des RUfA zu beteiligen. Die damit erreichte gemeinsame Arbeit von jüdischen, muslimischen und christlichen Pädagog_innen und Theolog_innen an der Weiterentwicklung des RU ist einmalig in Deutschland und dokumentiert die in Hamburg erreichte hohe Dialogbereitschaft und Dialogfähigkeit auf allen Seiten.

Neben der politischen bzw. der fachlichen Ebene werden derzeit auch praktische Schritte eingeleitet. Einmal geht es um die Vorbereitung einer universitären Ausbildung von islamischen und alevitischen ReligionspädagogInnen zur Sicherung der Unterrichtsqualität. Und zum anderen soll in zwei Erprobungsschulen ab dem Schuljahr 2014/15 Erfahrung in konkreten Unterrichtsprojekten gesammelt werden. Die Inhalte müssen jeweils vorher von den beteiligten Religionsgemeinschaften und deren didaktische Gestaltung von Religionsgemeinschaften und Schulbehörde verantwortet werden. Wie bisher bleiben auch andere Religionen über ein sog. Fachteam an den Aufgaben beteiligt, ihre je eigenen Perspektiven authentisch in den RU einzubringen.

Ob es allerdings tatsächlich gelingt, ein funktionierendes Modell zu entwickeln, ist noch offen. Dieses hängt erstens damit zusammen, dass noch nicht abschließend geklärt ist, ob ein solches Modell anerkanntermaßen unter dem Dach von Art. 7 (3) GG einen Ort finden kann. Dies muss und wird – sobald das Modell beschreibbar ist – gutachterlich geprüft werden (also nach Ansicht der Kirchenleitung nicht erst am Ende des Prozesses, sondern deutlich vorher).

So hoch die Akzeptanz des RUfA derzeit ist, so offen ist – zweitens - die Frage, ob eine solche Akzeptanz auch dann erhalten bleibt, wenn der Unterricht von Lehrerinnen und Lehrern aus dem nicht-christlichen Bereich erteilt wird. Es bestehen offenkundig auch Ängste vor Indoktrination von Schülerinnen und Schülern. Diese Ängste gilt es klärend aufzunehmen; in jedem Fall ist es wichtig, für eine differenzierte Wahrnehmung zu werben.

Über alle diese Fragen sind wir mit den anderen Religionsgemeinschaften sowie der Schulbehörde im Gespräch. Sie sind nicht einfach zu lösen, so wie immer, wenn neue Wege beschritten werden. Dennoch bin ich zuversichtlich, dass wir am Ende gemeinsam etwas Gutes schaffen werden, denn das gegenseitige Vertrauen ist grundsätzlich vorhanden.

3. Interreligiöses Forum –

Und mit diesem Stichwort Vertrauen komme ich zum dritten Punkt: Das Interreligiöse Forum in Hamburg. Seit seiner Gründung im November 2000 treffen sich dort mehrmals im Jahr

Vertreterinnen und Vertreter aus der Nordkirche, dem Erzbistum Hamburg, der Jüdischen Gemeinde, der Schura und DITIB (also Dachverbänden islamischer Gemeinden), der Alevitischen Gemeinde, der Hindu Gemeinde, dem Tibetischen Zentrum (also Buddhisten) sowie der Bahai-Gemeinde.

Das interreligiöse Forum beginnt immer als Ausdruck wertschätzender Gastfreundschaft mit einem Essen. Es wird viel erzählt, gelacht, gekabgelt – erst einmal ist das alles andere als eine Sitzung. Dennoch hat man am Ende aktuelle Probleme konstruktiv bearbeitet. Diese andere Kultur der Kommunikation ist insofern bemerkenswert, als sie stabilisiert. Sie hat uns in heiklen Situationen zu verlässlichen Partnern gemacht. Beispiel: Als in Hamburg die seit langem in Privatbesitz befindliche ehemalige Kapernaumkirche an die Al-Nour-Moschee verkauft wurde, hätte dies zu einer sehr unerfreulichen und mit Intoleranz aufgeheizten öffentlichen Kampagne werden können. Zwar wurde medial viel berichtet, doch zumeist relativ sachlich. Dies ist nicht zuletzt der Besonnenheit und klaren Positionierung ausnahmslos aller Religionsprecher zu verdanken. Ein anderes Beispiel – auch dies nicht selbstverständlich – die liturgische Feier auf dem Kirchentag. Meinen Eindruck dazu habe ich ja gestern schon wieder gegeben, so zitiere ich gerne die Journalistin Mechthild Klein: „Dort gab’s ein Heimspiel des Interreligiösen Forums Hamburg. Vertreter von acht Religionen demonstrierten mit Witz auf dem Podium, wie gut sie sich nach 20 Jahren Dialog verstehen. Für Hamburger nichts Neues. Aber dass der Muezzin aus der benachbarten Moschee in der Kirche den vierminütigen Gebetsruf zelebriert, das ging unter die Haut. Beeindruckend! Ein Selbstgänger: Die buddhistische Dankbarkeits-Meditation, die Oliver Petersen vom tibetischen Zentrum in der vollen St. Georgskirche anleitete. Die Übung hatte er von einem katholischen Theologen geklaut, räumte Petersen lachend ein. Eine Meditationsübernahme von Buddhisten bei Christen. Selten aber wahr!“

Evident ist, dass in den Jahren des Interreligiösen Forums ein Vertrauen gewachsen ist, das auch Gelassenheit und Humor möglich macht. Wir müssen nicht in Abgrenzung zum anderen eifersüchtig über das angeblich Eigene wachen. Natürlich sind wir nur einzelne Vertreter aus ganz großen und vielfältigen Organisationen, besser vielleicht: aus religiösen Traditionsströmen. Aber wir versuchen an dieser Stelle, beispielhaft zu wirken. In den Leitlinien, die sich das Forum gegeben hat, heißt es zu den Zielen: „Die Mitglieder des Interreligiösen Forums Hamburg setzen sich dafür ein, dass Menschen die eigenen und fremden religiösen Traditionen kennen; dazu gehört gleichermaßen das Wissen um historische und theologische Entwicklungen wie die Kenntnis religiöser Praxis. Es tritt dafür ein, dass die Anliegen der Religionsgemeinschaften im gesellschaftlichen und politischen Diskurs Gehör finden.“

4. Sprach-Übungen – Poesie der Gesellschaft

Nun ist es mitnichten so, als wäre das religiöse Gespräch allein ein interreligiöses. Natürlich gibt es eine Fülle an kirchlichen Ereignissen in den Kirchengemeinden, Seelsorgeeinrichtungen und Bildungsorten, in denen evangelische Vielstimmigkeit und aktives Glaubensleben in seiner segensreichen Wirkung sichtbar werden. Das ist nahezu anrührend in einer gerade eingerichteten Kita Sonnengarten für mehrfach und schwerstbehinderte Kinder in Hamburg West-Südholstein. Und es ist enorm energiegeladen bei den Juleika-Gottesdiensten mit Hunderten von Jugendlichen. Mit Pauken und Trompeten feiert St. Marien Lübeck den Silvestergottesdienst, mit Hingabe ein ganzes Dorf das Landeserntedankfest und die Lutherkirche Lübeck steht für eine Gedenkkultur, die neue Aufbrüche sucht. Ich stehe bewundernd davor, wie ideenreich, aufmerksam und klug an all diesen Orten eine Sprache gesucht wird, die die existentiellen Fragen so aufnimmt, dass sich Menschen verstanden fühlen. Und zwar von Haupt- und Ehrenamtlichen gleichermaßen. Es gibt eine Poesie der Gesellschaft, die nach religiöser Antwort sucht – und die uns aufgibt, solche Sprach-Übungen immer wieder zu versuchen.

Wenn ich beispielsweise die vielen Jubiläumsgottesdienste der letzten zwei Jahre anschau, fröhliche Jubiläen wie 825 Jahre Altengamme oder auch ein tragisches Gedenken wie an die Sturmflut vor 50 Jahren oder die Gomorrha-Nächte vor 70 Jahren, wird klar: Die Kirche steht für Tradition, auf die man hält. Immer noch. Selbst im zunehmend säkularen Umfeld. Allein: heutzutage kennt man diese Tradition nicht mehr. Die Sprache dafür steht nicht mehr zur Verfügung. Man kann Werte nicht mehr so ohne weiteres nennen oder gar beschreiben, was sie wirklich für das persönliche Leben und Handeln bedeuten. Und gleichzeitig wird innerwie außerkirchlich vermehrt danach gefragt: Was ist das, wofür es sich zu leben lohnt? Was kann die Kirche an Haltbarem angesichts der Werteerosionen geben? Keinen Zufall finde ich es, dass ich noch und noch als Repräsentantin *der* Werteinstanz Kirche eingeladen werde. Um beispielsweise im Landesverband der CDU einen Vortrag zu halten über das christliche Menschenbild. Weil man sich wohlweislich wieder neu mit dem `C´ der Partei auseinander setzen will. Ähnlich die Anfrage – ich konkretisiere dies mit einer kleinen Zusammenstellung aus dem bischöflichen Terminkalender – von Frauen im Management, von der Industrie- und Handelskammer Lübeck, dem Wirtschaftsrat Hamburg, dem hoch renommierten Übersee-Club, von dem Freundeskreis der Psychiatrie Ochsenzoll zum Thema „Einsamkeit“, von Hospizen, konfessionellen Krankenhäusern und christlichen Ärzten, von Johannitern, dem Runden Tisch zum Thema Rechtsextremismus, von Angehörigen von Suizidopfern sowie mit dem Weißen Ring das Gedenken für Kriminalitätsoffer. Und ich merke: allerorten ist ein hohes Bedürfnis zu spüren nach seelsorgerlicher Nähe und nach einer feinsinnigen Sprache.

Nach Deutung existentieller Fragen, die durch Unfall, Krankheit, Friedenssehnsucht, Liebesdurst aufgebrochen sind und unverstanden auf der Seele liegen. Es gibt ein Bedürfnis nach einer Sprache, die die wenigsten noch zur Verfügung haben. Die Menschen ahnen: ihnen geht es ums Eigentliche. Doch sie haben vergessen, was das genau war. Säkularisierung - durch Vergessen. Durch unklare Begriffe. Durch die Ratlosigkeit, was der Christenmensch heute eigentlich – noch – glaubt. Dabei zu sehen: Kirche ist mehr als ein Gebäude und eine Institution, sie hat den einen großen Schatz: Gottes Wort. Kraftspendend und lebensnah.

Mit diesem Schatz, in Herz und Hand, leite ich daraus ein entscheidendes Prinzip geistlicher Leitung ab: Präsenz. Und das bedeutet eben, nicht nur anwesend zu sein, sondern da. Mit der Würde des Amtes, (ich habe mit einer gewissen Überraschung auch bei mir selbst festgestellt, wie wichtig das ist), vor allem aber mit des Geistes Gegenwart. Und das wiederum bedeutet: Zur Präsenz gehört Präzision. Beim Hinhören. Verstehen. Resonanz geben. Predigen. Verändern. Die Leitungsrolle fordert vor allem dies ab: klar zu sein. Sich theologisch, in pastoraler Existenz öffentlich zu erkennen zu geben. Präzise zu beschreiben, was man sieht. Was stört. Und sich anfragen zu lassen durch das, was die anderen sehen.

5. Würdigung als Leitungsprinzip -

"Wir danken Gott allezeit für euch": so beginnt bekanntlich der 1. Brief des Paulus an die Thessalonicher. Am Anfang nicht nur dieses Briefes steht der Dank. Nicht am Ende, wie sonst immer. Das ist kein Zufall, sondern Prinzip. Denn die Leitung der Gemeinde Jesu Christi erfolgt zuallererst über die Würdigung der einzelnen. Würdigung ist das Erste.

Für mich war dies immer schon ein überzeugender Leitungsansatz. Und ein aufregender. Weil er wohlmeinend diskursiv ansetzt und den in unserer Kirche manchmal perfektionierten Blick auf den Mangel durchbricht. Kein Mensch entwickelt sich allein durch Kritik oder Mahnung. Sondern durch eine ehrliche Sicht auf das Ganze, die im wahrsten Sinne Zu-neigung, Zuneigung etwa des leitenden Propstes oder auch der Bischöfin, braucht. Nicht umsonst sind Jahresgespräche sowohl zwischen Pastoren und Pröpstinnen als auch zwischen Pröpsten und Bischöfin ein festes Instrument geistlicher Leitung im Sprengel Hamburg und Lübeck geworden. Und auch die Visitation gehört dazu; leider habe ich es bislang noch nicht geschafft, einen meiner drei Kirchenkreise bzw. einen der mir zugeordneten Hauptbereiche – das sind die Hauptbereiche 2, 5 und 6 – zu visitieren. Aber ich arbeite daran.

Ich danke, dass es euch gibt. Paulus spricht im Indikativ. Er sagt, was ist - und nicht, was sein soll. Er schreibt von seiner Dankbarkeit, die eine Durchlässigkeit hat für die gelebten Halbheiten: er lässt sich von den Schwierigkeiten und Bedrängnissen der Gemeinde Jesu

Christi nicht lähmen. Sein Dank schafft Raum zum Durchatmen. Für gegenseitige Wahrnehmung. In der Würdigung liegt deshalb Kraft. Ich bin überzeugt: Unsere Kirche entfaltet ihre Ausstrahlung vor allem durch die Menschen, die in ihr arbeiten. Kirche wird zur Kirche durch unsere Beziehungsfähigkeit. Durch unsere Fähigkeit, in Sprache zu fassen, was Menschen bewegt. Durch unsere Sensibilität, Seelen zu trösten und Glauben zu wecken. Durch unsere Fähigkeit, Zweifel zu sehen und Diskurse anzustoßen. Kirche eben als wache Zeitgenossin!

Wahrgenommen nun sowohl in den Jahresgesprächen mit den PröpstInnen als auch bei meinen Besuchen auf allen 12 Pastorenkonventen habe ich zweierlei: Einerseits eine große Bereitschaft, wach zu sein. Sensible Seelsorge zu betreiben, Gottesdienste anregend zu gestalten, gut zu leiten, mit Herzblut Projekte für Jugendliche zu entwickeln oder das Erzählcafé mit alten Menschen. Daneben aber gibt es – wohlgemerkt nicht nur bei Pastoren - manchmal eine tiefgreifende Müdigkeit. Reformmüde. Fusionsmüde. Müde durch den angeblichen Bedeutungsverlust. Die Konvente geben da viele Hinweise. Ich frage mich allerdings zunehmend, ob strukturelle Veränderungen bei Erschöpfung oder gar Burnout, die man ja als gesamtgesellschaftliche Phänomene identifizieren muss, ausreichen. Ob die immer wieder aufkeimende Müdigkeit nicht einen tieferen Gegenimpuls braucht. Einen neuen Kontakt zu dem, was Glaube auch bei denen heißt, die dauernd von ihm reden. Vielleicht sind wir manchmal zu ausgewogen – und da nehme ich mich wahrlich nicht aus. Sind Liturgisch zu korrekt. Pflegen mehr das Wächteramt als die Improvisation. Und mir gehen die letzten Monate durch den Sinn. Die Gespräche mit den Lampedusa-Flüchtlingen. Ihre Ängste. Aber auch ihre Dankbarkeit und Freundschaftsgesten. Und es ist mir bewusst geworden, dass es nicht allein Stress bedeutet, sondern uns als Kirche auch Kraft gibt, mit gut protestantischer Unruhe auf die Zerbrechlichkeit der Menschenwürde zu reagieren. Und somit bin ich beim letzten Punkt meines Berichtes:

6. Lampedusa-Flüchtlinge in Hamburg

Auf der vergangenen Synodentagung haben wir dazu bereits viel gehört, das Dezernat M hatte dankenswerterweise eine Kurzdokumentation dazu erstellt. Die Synode hat eine Resolution verabschiedet, in der sie eine solidarische Aufnahme von Flüchtlingen in Europa fordert.

Ich möchte an dieser Stelle nur einmal grob nachzeichnen, was im zurückliegenden halben Jahr seit dem Kirchentag geschehen ist. Im Mai haben sich dort Vertreter von etwa 300 afrikanischen Flüchtlingen, die aus dem Bürgerkrieg in Libyen nach Italien und von dort aus weiter nach Hamburg geflohen sind, direkt an mich gewandt. Sie haben um Hilfe gebeten. Die meisten lebten damals nach dem Ende des Winternotprogramms buchstäblich auf der Stra-

ße. Anschließende Gespräche zwischen Kirche, Diakonie und Sozialbehörde über eine Unterbringung in einer Schule führten zu keinem Ergebnis, weil davon ausgegangen werden musste, dass auf die von der Behörde geforderte Registrierung der Männer unmittelbar die Abschiebung folgen würde.

Im Juni dann nahm die St. Pauli-Gemeinde etwa 80 der Männer in der Kirche auf – nicht als Kirchenasyl, sondern als rein humanitäre Maßnahme, damit niemand draußen schlafen muss. Auch andere evangelische Einrichtungen haben sich enorm engagiert, das Afrikanische Zentrum in Borgfelde oder die Beratungsstelle Fluchtpunkt seien hier beispielhaft genannt. Insgesamt entwickelte sich eine breite Welle der Solidarität in unserer Stadt mit den Lampedusa-Flüchtlingen.

Parallel liefen die Gespräche der Nordkirche mit den Behörden weiter, insbesondere mit der Innenbehörde, aber auch mit den Sprechern der Lampedusa-Gruppe und ihren Anwältinnen. Auch hier gab es vergebliche Versuche, zu einer Lösung zu kommen. Das Hauptproblem bestand darin, dass der Senat die Flüchtlinge zwar dazu aufrief, sich bei den Behörden zu melden und ein Bleiberecht zu beantragen. Gleichzeitig wurde jedoch immer klar gemacht, dass ein Bleiberecht nicht gewährt werde würde. Somit wäre jeder Antrag sofort abgelehnt, die Flüchtlinge abgeschoben worden. Im Oktober schließlich eskalierte die Situation, als Flüchtlinge vermehrt von der Polizei kontrolliert wurden und anschließend autonome Gruppen zum Teil gewaltsam darauf reagierten.

Ich habe in dieser Situation mit Innensenator Neumann gesprochen. Wir haben uns da gegenseitig deutlich die Meinung gesagt und haben aus diesem Gespräch heraus neue Lösungsansätze entwickelt. Im Kern sieht das nun gefundene Verfahren, das die Innenbehörde verbindlich zugesichert hat, folgendes vor: Die Flüchtlinge stellen einen Antrag auf humanitäres Bleiberecht. Sie können auch dann in Hamburg bleiben, falls der Antrag abgelehnt wird. Dieser Abschiebestopp gilt für eine Klage durch sämtliche Instanzen. Während dieser Zeit haben alle "Lampedusa-Flüchtlinge" einen Anspruch auf staatliche Unterbringung und Sozialleistungen. Sie können innerhalb des Bundesgebietes reisen und nach spätestens einem Jahr eine Arbeitserlaubnis erhalten. Dieses Verfahren ähnelt dem, das Lampedusa-Flüchtlinge derzeit in Glinde (Schleswig-Holstein) durchlaufen.

Damit hat der Senat zugesagt, was wir immer gefordert haben: Die Flüchtlinge bekommen ein faires Verfahren und haben die Chance, in Hamburg zu bleiben und hier den Rechtsweg zu beschreiten. Gleichzeitig war deutlich: mehr geht nicht. Und es ist wichtig gewesen, dies den Flüchtlingen auch persönlich vor Ort zu vermitteln: die Möglichkeiten klar zu beschreiben, aber auch die Grenzen. Es geht darum, bis heute, dass die Menschen selbst für sich

eine Entscheidung treffen können. Die St. Pauli-Kirchengemeinde, aber auch Menschen, die sich in der kirchlichen Flüchtlingsarbeit engagieren, raten zu diesem Weg.

Grundsätzlich gilt weiterhin das Wort unserer Landessynode vom September: *Im Blick auf die „Lampedusa-Gruppe“ in Hamburg erwarten wir, dass die politisch Handelnden eine Lösung herbeiführen, die unter Ausnutzung aller rechtlichen Möglichkeiten Lebenschancen für diese Menschen in Deutschland eröffnet.* Viele Menschen, auch aus unserer Kirche setzen sich weiterhin dafür ein. Und man muss ganz deutlich sagen – und einigen auch entgegen halten: Die Forderung nach einem humanen Bleiberecht einerseits und die Empfehlung an die Flüchtlinge, sich jetzt bei der Behörde zu melden, stehen nicht im Widerspruch zueinander. Denn die Flüchtlinge haben doch innerhalb ihres Antragsverfahrens weiterhin die Möglichkeit, für ihre bisherigen Forderungen einzutreten. Viele Flüchtlinge sehen das inzwischen genauso. Bislang haben sich etwa zwei Drittel der noch etwa 65 Männer, die in der St. Pauli-Kirche untergekommen sind, bei der Behörde gemeldet. Und es werden täglich mehr.

Die Zeit allerdings drängt – denn es steht zum 1. Dezember eine Gesetzesänderung auf Bundesebene bevor, die das jetzt beschlossene Verfahren in Hamburg schwieriger machen würde. Auch ist die St. Pauli-Kirche bei diesen Temperaturen kein Ort mehr, an dem man Menschen unterbringen kann. Daher wurden vor einer Woche auch die ersten Wohncontainer bei der St. Pauli-Kirche aufgestellt, weitere in anderen Kirchengemeinden sollen folgen. Hier werden die Flüchtlinge ganz regulär und von der Stadt weitgehend refinanziert untergebracht. Ich bin froh, dass sich Gemeinden gefunden haben, die den Flüchtlingen auf diese Weise helfen. Ganz herzlichen Dank dafür! Und ganz herzlichen Dank noch einmal für die liebevolle Gastfreundschaft und Begleitung der Flüchtlinge in der St. Pauli-Gemeinde.

Ich bin einerseits erleichtert, dass die Situation der Lampedusa-Flüchtlinge sich nun etwas entspannt. Auf der anderen Seite sehe ich nach wie vor, dass es auf politischer Ebene Änderungen geben muss. Hierüber wird nicht allein in Hamburg entschieden. So ist es offenkundig, dass die europäischen Regelungen zur Aufnahme von Flüchtlingen nicht mehr funktionieren. Menschen werden zwischen den Staaten hin- und hergeschoben. Die Staaten am Rande Europas müssen Lasten tragen, die für sie oft zu schwer sind. Auch deshalb werden wir uns als Kirche weiterhin für politische Lösungen des Flüchtlingsproblems und einen effektiven Flüchtlingsschutz einsetzen.

Mein vorläufiges Fazit: Mit einem immensen Einsatz an Arbeit und Ressourcen haben wir für die Lampedusa-Flüchtlinge dennoch nur wenige kleine Fortschritte erreicht. Eine warme Unterkunft für den kommenden Winter. Ein einigermaßen faires Verfahren, dessen Ausgang jedoch völlig ungewiss ist. Das vielleicht wichtigste, was wir geschaffen haben, ist eine neue Aufmerksamkeit für die Not der Flüchtlinge. Insbesondere die St. Pauli-Kirchengemeinde hat

beispielhaft gezeigt, wie ein freundlicher und solidarischer Umgang mit diesen Menschen aussehen kann – wo genau das doch an vielen anderen Orten in unserem Land so schwierig zu sein scheint. Auch bundesweit wird unser kirchliches Engagement hier im Norden hoch anerkannt und gewürdigt. Und ich bin sicher, dass das auch weiterhin tragen wird. Viele Flüchtlinge, gleich welcher Herkunft, setzen ihre Hoffnung auf uns als Kirche – wir werden sie auch weiterhin begleiten.

Und auch das gehört zum Fazit: Das Zusammenspiel mit dem Diakonischen Werk war exzellent. So wie wir uns ohnehin schon lange im Miteinander befinden – und das macht mich sehr dankbar. Liebe Annegrethe Stoltenberg, es war eine sehr, sehr feine Zusammenarbeit mit dir. Und so möchte ich dir gerade heute, auf deiner letzten Synode, diesen Dank von ganzem Herzen aussprechen. Reich ihn bitte weiter an Dirk Hauer und all die, die mitgewirkt haben!. Und auch „mein“ Team in der Bischofskanzlei hat bis an die Grenzen der Belastbarkeit in den letzten Monaten gearbeitet, manchmal bis in die späten Abende hinein und an den Wochenenden sowieso. Ich bin glücklich, so ein wunderbares Team zu haben und danke stellvertretend Thomas Kärst, Susanne Gerbsch und Dr. Martin Rößler. Und, natürlich, was wäre ich ohne meine „LKB“ – Dr. Elisabeth Chowaniec hat mit großer Diplomatie manch Kuh vom Eis geholt. Danke euch allen.

Schlussatz

Gott nahe sein, das ist mein Glück. Die Jahreslosung für 2014 gibt Aussicht auf die nächste Zeit, in der die Menschenfreundlichkeit Gottes sich erdet – nahes Glück ist zu erwarten. Dabei ist sein Versprechen, uns glücklich zu machen, ja weit umfassender als nur das individuelle Glück. Da geht es nicht um „Jeder ist seines Glückes Schmied“ oder um den „Pursuit of Happiness“, das Glücksstreben, wie es die amerikanische Unabhängigkeitserklärung benennt. Beim Glück in Gottes Nähe geht es um ein umfassendes Glücklichsein, ein Selig-Werden, das in einer Weise in die Gesellschaft ausstrahlt, dass auch andere glücklich werden können. Soviel du brauchst. Gott segne uns dazu, uns hier und im Sprengel Hamburg und Lübeck.